Der alte Dessauer als Examinator.

Historische Humoreske von Adolf Höllerl.

Der alte Dessauer war ohne Feldprediger. Dies schmerzte ihn umsomehr, als es ihm nicht gelingen wollte, einen Mann nach seinem Geschmack für diesen wichtigen Posten zu finden. Seine Soldaten, die sich bei Stettin, auf der Insel Rügen, in Ungarn bei Ofen, bei Hochstedt und Kaiserswerth, in Italien und Brabant tüchtig geschlagen und auch sonst gut gehalten hatten, waren in der Garnison wie vom bösen Geiste besessen und voller Untugenden. Sie tranken und rauchten, krakehlten und rauften, spielten und zankten, räsonnirten und fluchten. Das mußte aufhören, oder doch wenigstens eingedämmt werden. So meinte mit Recht der alte Dessauer.

In dem alten Schlosse zu Dessau sitzt Leopold in Generals-Uniform auf einem großen Lehnstuhle seines Arbeitszimmers und schreibt unter lange, doppelt gefaltete Bogen Papier seinen Namenszug. Die Thüren und Fenster des Balkons waren geöffnet, so daß der frische Morgenwind freien Durchzug hatte.

Es war noch früh. Ein leichter Nebel verschleierte die Sonne und funkelnder Thau lag im nahen Parke auf Rasen und Gesträuch. Von den herbstlich gelben Blättern der Bäume raubte gar manches Blatt der muthwillige Wind und die munteren Sperlinge piepsten und zankten sich in dem dunklen Epheu, der sich bis zum Balkon des Arbeitszimmers Leopolds von Dessau hinaufrankte. Es kündigte sich ein heiterer Herbsttag an, dessen heller Sonnenschein auch das Herz des Menschen erwärmt und einer frohen Stimmung zugänglich macht.

Jetzt tritt ein alter, weißhaariger Diener ein und überreicht dem Fürsten auf einem Zinnteller zwei Briefe.

Der Fürst überliest sie und murmelt: „Ah, gleich zwei auf einmal."

Es waren zwei Gesuche von Probekandidaten, die sich um die erledigte Feldpredigerstelle erwarben. Der alte Dessauer klingelte und gab dem herbeieilenden Sekretär den Auftrag, die beiden Kandidaten für morgen 11 Uhr in's Schloß zu bescheiden.

Des anderen Tages erschienen zur festgesetzten Stunde die beiden Bewerber und ließen sich dem Fürsten melden.

Ehe wir den Theologen zur Audienz beim Fürsten folgen, müssen wir erst eine Charakterstatistik der Beiden vorausschicken.

Der Eine, ein kleines, schmächtiges Männchen mit blondem Haar und dünnem Bart, blauen Augengläsern und einem zarten, blassen Gesichte heißt Brand. Der Andere, ein großer, kräftiger Mann, der den alten Dessauer um Kopfeslänge überragt, hat dichtes, braunes Haar, Augen wie Kohlen, eine keck vorspringende Habichtsnase und in seinem Auftreten liegt der Ausdruck männlicher Festigkeit. Sein Name ist Götze.

Brand war ein tiefer Denker, ein gelehrter Theologe, der es mit seinem Berufe ernst nahm, der seine Predigten gründlich und sorgfältig ausarbeitete und nach allen Seiten hin vertiefte, sie mit biblischen Zitaten spickte und mit gelehrtem Beiwerk ausschmückte; die Gebildeten schätzten sie und die Theologen erklärten sich als einwandsfrei. Götze war ein oberflächlicher Gottesgelehrter, nicht in dem Maße bibelfest, wie er es hätte sein müssen, nichtsdestoweniger galt auch er als ein tüchtiger Prediger. Dies kam daher, weil er ein phänomenales Gedächtniß besaß, das ihn in den Stand setzte, nach ein- oder zweimaligem Ueberlesen einer Predigt, die irgend einen berühmten Mann zum Verfasser hatte, diese wortgetreu und frei mit rethorischem Pathos vorzutragen. Demnach konnten die beiden Predigtamtskandidaten in ihrer äußeren Erscheinung sowohl, als auch hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Ausbildung Antipoden genannt werden.

Der alte Dessauer war kein Mann von viel Umständen, weshalb er die beiden Kandidaten zu gleicher Zeit in sein Arbeitszimmer eintreten ließ.

Der Fürst Leopold hatte durchdringend scharfe Augen. Er musterte die jungen Männer scharf. Als sich die Beiden anschickten, eine Anzahl Papiere aus der Tasche zu nehmen, die von dem Stand ihrer Kenntnisse und ihrer Aufführung Zeugniß gaben, machte der Fürst eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sprach: „Thut das papierene Zeug wieder in Eure Taschen. Ich hab's nicht gern, wenn Andere für mich gucken. Hab' selber gute Augen und fühle meinen Leuten am liebsten selbst auf die Zähne." Sprach's und ging nach seinem Schreibtisch, um von diesem zwei Papierstreifen zu nehmen, auf die er zwei Bibelsprüche gekritzelt hatte, die den Probekandidaten zum Vorwurf einer Predigt dienen sollten, und händigte sie ihnen ein. Dann fuhr er fort: „Es kommt vor, daß man nicht immer die nöthige Zeit auf eine Predigt verwenden kann, ja es mag zuweilen der Fall eintreten, eine solche ohne jede Vorbereitung aus dem Stegreife halten zu müssen. Ich habe Euch da zwei Bibelverse aufgeschrieben, nach denen Ihr Euere Predigt einrichten und halten möget. Heute um vier Uhr Nachmittag erwarte ich Euch wieder. Adieu!"

Als die beiden Theologen in ihren Gasthäusern angelangt waren und mit Spannung ihre Zettel aus der Tasche zogen, sahen sie wohl eine Menge Kratzfüße und Haken darauf, aber nicht ein einziges Wort, das sie hätten entziffern können. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als nach eigenem Ermessen einen Text zu wählen und nach diesem ihre Predigt einzustudiren.

Punkt vier Uhr waren sie wieder im Schlosse. Sie wurden ohne Verzug zum Fürsten geführt.

Götze nahm zuerst das Wort und sprach: „Eure Durchlaucht werden verzeihen, ich habe das, was auf dem Zettel steht, nicht lesen können."

„Und mir erging es ebenso," sagte Brand bescheiden und mit einer tiefen Verneigung.

„Gebt her," befahl der Fürst. Er ging mit den Zetteln zum Fenster und las, buchstabirte, studirte, aber umsonst, er bringt keinen richtigen Sinn heraus, kurz, er vermag seine eigene Schrift selbst nicht zu lesen. Aergerlich darüber, wendet er sich mit den Worten an die Beiden: „Bomben und Granaten! Ich hab' das Zeug da nicht geschrieben, damit ich es lese, sondern damit Ihr es lesen sollt."

Als die Beiden schwiegen, bemerkte er erfreut: „Hab' ich es nicht gesagt, daß Fälle eintreten können, die keine Zeit zur Vorbereitung auf eine Predigt zulassen? Jetzt zeigt einmal, was Ihr könnt! Er, Brand, beginne und Götze, gehe er einstweilen in's Nebenzimmer.

Brand begann seine schön gedrechselte und gut einstudirte Predigt vorzutragen, doch dem alten Dessauer scheint sie nicht zu gefallen. Er geht nach dem hohen Eckenfenster, blickt gelangweilt in den Park hinunter und trommelt mit den Fingern an die Scheiben.

Brand hat geendet. Der Fürst spricht zu ihm: „Gut. Er soll morgen Nachricht erhalten. Adieu!"

Nun kam Götze an die Reihe. Mit Stentorstimme spricht er. Jedes Wort wird deutlich ausgesprochen, wo es nöthig ist, scharf betont und mit der nöthigen Handbewegung bekräftigt. Aber, wie er mitten im Text ist, unterbricht ihn der Fürst mit den Worten: „Das ist ja dasselbe, was der Andere eben gepredigt hat. Habt Ihr denn miteinander ein und dieselbe Predigt einstudirt?"

„Nein, Durchlaucht. Ich habe die Predigt meines Kollegen im Nebenzimmer gehört und wiederhole seine Worte in meiner Manier."

„Was?" rief der Fürst erstaunt aus, „nach einmaligem Hören kann Er eine ganze Predigt nachsagen?"

„Jawohl, Durchlaucht. Ich besitze ein gutes Gedächtniß."

„Dann will ich Ihn in meine Affektion nehmen. Doch jetzt höre Er. Es ist nur darum zu thun, einen Mann zu bekommen, der meine Kerls gehörig zu fassen und zurechtzuweisen versteht, denn sie taugen dem Teufel nichts, sobald sie aus dem Dienste sind. Um den gelehrten Kram kümmere ich mich nicht im geringsten."

Nach diesen Worten ging er einige Male in dem Zimmerauf und ab, als besänne er sich auf das, was er dem jungen Mann recht eindringlich an's Herz legen wollte. Nach einer geraumen Zeit trat er vor ihn hin und sprach: „Da Er bei meinem Regimente Feldprediger werden will, so muß ich Ihn auch mit seiner künftigen Herde bekannt machen. Das sind lauter räudige Schafe, sag' ich Ihm, lauter Racker.

Hör' Er mal. Ich möchte gerne wissen, wie Er mit einem solchen Bruder Liederlich umspringen würde, wenn Ihm der Hauptmann einen solchen zuschickte und Ihn bitten ließe, dem Kerl den Pelz richtig zu waschen. Denke Er, ich wäre so einer, und stünde jetzt vor Ihm, um mir die Leviten lesen zu lassen. Mach Er einmal sein Examen."

Götze stellte sich in Positur und Fürst Leopold faltete die Hände, senkte das Haupt, schlug die Augen nieder und nahm die Stellung eines Menschen ein, der sich einer Schuld bewußt, in aller Demuth eine Strafpredigt anhört.

Mit fester klarer Stimme begann jetzt der junge Geistliche:

„Es ist Euch bekannt, warum Euer braver Herr Hauptmann Euch zu mir geschickt hat. Euer Betragen ist eines tapferen Soldaten unwürdig. Es ist eine Sünde vor Gott, eine Schande für das Regiment, ein Aergerniß für Euren edlen, siegreichen Chef, den Fürsten Leopold von Dessau. Geht es so mit Euch fort, so wäre es schade für den Schuß Pulver, der Euch träfe; aber dazu kommt es nicht, denn erst giebt es einen blutigen Rücken, und dann werdet Ihr dem Henker überliefert, der Euch die Kravatte enger knüpft. Schmach und Schande über einen Soldaten, der nicht einen ehrlichen Soldatentod stirbt! Doch es giebt noch einen anderen Weg. Ihr desertirt aus Furcht vor der verdienten Strafe, und treibt Euch als Bettler und Landstreicher herum, wenn Ihr nicht ein Räuber und Spitzbube werdet. Und weil Ihr eidbrüchig geworden seid, wird Euer Name in Eurem Geburtsorte an den Galgen gehangen zum ewigen Schimpf für Eure Familie, Euere Bekannten und Verwandten, Euere Gemeinde."

„Wie aber steht es um die Seele? Ein Eidbrüchiger fährt zur Hölle und ein Dieb, Trunkenbold und Ehebrecher kann das Reich Gottes nicht erlangen. Darum laßt ab von Eurem Luderleben. Kehret um und höret, was der Vorläufer Christi, Johannes der Täufer, zu den Soldaten spricht: „Thuet Niemand Gewalt an, noch Unrecht, und lasset Euch genügen an Eurem Solde."

Als der junge Feldprediger so sprach, hatte er seine Stimme erhoben und im Tone des strengsten Bußpredigers zu dem armen Sünder mit großem Nachdruck geredet.

Die Gemahlin des Fürsten Leopold war während dieser Rede in das Gemach nebenan getreten. Mit Erstaunen hörte sie, wie in dem Arbeitszimmer ihres Gemahls einer dem anderen so gründlich den Text las.

Sie horchte eine Weile auf die fremde Stimme, kann aber ihre Neugierde schließlich nicht mehr bezähmen und öffnete leise eine Thür, die in Ihres Gemahls Arbeitszimmer führt. Starr vor Erstaunen blieb sie stehen. Sie sieht einen jungen Geistlichen, welcher in heiligem Eifer auf ihren Gatten einredet, der in der Stellung eines Bußfertigen die Worte des Predigers in aller Demuth hinnimmt. Eine Unterbrechung mochte sie nicht herbeizuführen, und so wartete sie den Ausgang ab.

Endlich schloß der Geistliche mit den Worten: „So gebt denn Euer Luderleben auf, gehet hin und bessert Euch. Ich will Gott bitten, daß er Euer Herz erweiche und zum Guten lenke, Amen!"

Weder der Fürst, noch der junge Feldprediger hatten die Fürstin gesehen. Jetzt rief sie: „Aber mein Gott, Leopold, was soll das bedeuten?"

Der Kandidat fiel fast in Ohnmacht vor Schrecken. Leopold aber sagte ruhig: „O, nichts, gar nichts, liebes Kind. Der junge Mann ist mein neuer Feldprediger; der hat eben sein Examen gemacht, und wahrhaftig, der versteht's."

Dann wendete er sich an Götze und sprach: „Er wird die Stelle erhalten und soll an mir einen treuen Adjutanten bekommen."

Eine Liebesheirath.

Novellette von Alexander Engel.

Der junge Lebemann schien die Nacht durchtollt zu haben, denn um elf Uhr Morgens lag er noch tief in den Federn. Da meldete der Diener — einen Gläubiger. Diesen „Wecker" hatte augenscheinlich der Lebemann abzustellen vergessen. „Herr Denis ist da!" schrie der Diener ein wenig gefühllos dem Herrn ins Ohr. „Er möge sich einige Augenblicke gedulden", sagte der Lebemann, sich den Schlaf aus den Augen reibend. Der Tag grüßte ihn etwas unsanft.

„Denis, Denis, Denis", trällerte er dann mit einem Uebermuth, den er sich einreden wollte, und schritt zum Spiegel, um seine Krawatte mit einer gewissen Sorgfalt, die allerdings viel Zeit erforderte, anzulegen. Der Uebermuth wich jedoch bei dieser langwierigen Manipulation, und als er in den Rock schlüpfte, hatte er sich bereits in einen ehrlichen Aerger verwandelt, denn Herr Francois Avenet rief klar und deutlich:

„O diese Gläubiger!" Und in Gedanken drückte er dem ganzen ehrenwerthen Stande seine ausführlichste Verachtung aus.

Nach ein paar Minuten trat Herr Denis, ein kleines, gutgenährtes Männchen, ein, dem man es auf den ersten Augenblick ansah, daß es sich von fetten Prozenten redlich im Lande ernährte.

„Ah, grüß' Sie der Himmel", log gut gelaunt Herr Francois Avenet, „das ist ja reizend, daß Sie sich wieder einmal sehen lassen. Ich glaube, ich habe jetzt einen ganzen Monat nicht das Vergnügen gehabt. Ach ja, heute ist der Erste ... ganz richtig ... Sie sind ja mein Kalender. Sie befinden sich doch wohl, Herr Denis, auch die werthe Frau Gemahlin und die reizenden kleinen Kinder."

Herr Denis dankte für die Antheilnahme, an die er bereits von seinen allmonatlich wiederkehrenden Gängen gewohnt war, er ließ sich durch derlei Gemüthlichkeiten nicht ablenken und präsentirte ohne jede weitere Bemerkung seinen Wechsel.

Herr Avenet griff mechanisch in seine Tasche. Diesen Griff kannte Herr Denis und er legte ihm keine Bedeutung bei. „Ah, Sie haben sich überflüssiger Weise bemüht, eines meiner Autogramme mitzubringen. Sie sind also der Ansicht, daß wir es gegen ein neues austauschen?" fragte der Lebemann mit größter Seelenruhe.

„Nichts liegt mir ferner, als diese Ansicht, mein Herr. Ich möchte endlich einmal Geld sehen, baares Geld, Sie geben zu viel Schriftliches von sich. Sie verzeihen, aber ich kenne Ihre Züge schon zu genau."

„Famos, famos, ich erkenne Sie zu meinem Lieblingsgläubiger ...., ja, ja ...., so ein reizender Mensch, der überdies so viel gesunden Humor hat, darf nicht so bald meine Schwelle gänzlich verlassen. Nein, nein, Sie sind mir der Sympathischste von allen, Sie müssen noch oft kommen, Sie sollen der letzte sein, den ich bezahle."

„Herr Avenet, ich danke Ihnen für diese ehrende Bevorzugung, die ich leider nicht in ihrem vollen Umfange zu schätzen weiß — ich ziehe es vor, wenn Sie mich mit weniger Sympathie und mit mehr Klingendem behandeln", wagte Herr Denis zu bemerken.

„Lächerlich, seien Sie doch nicht prosaisch! Das paßt nicht für solche Leute wie Sie."

Herr Denis sah nun ein, daß er eine schärfere Tonart anschlagen müsse:

„Sie wissen, Herr Avenet, ich verehre Sie, ich halte Sie für einen Charakter, aber ich klage auch Charaktere rücksichtlos ein, wenn Sie nicht bezahlen. Ich bin nun schon müde, ewig hierher zu laufen. — — —"

„Ja, ich habe Ihnen doch schon oft gesagt, daß Sie sich das ersparen könnten!" warf Herr Avenet mit Galgenhumor ein.

„Also im vollsten Ernst", fuhr der harte Gläubiger fort, „heirathen Sie die blonde Claire und Sie sind aller Sorgen ledig. Sie ist ein liebes Mädchen, sie hat sehr viel Gemüth. Ach, zucken Sie nicht so frivol mit der leichten Achsel. Gewiß Sommersprossen hat sie auch. Aber jede einzelne wird mit tausend Frank aufgewogen. Sie können froh sein, daß sie keinen reinen Teint hat! Schauen Sie, Herr Avenet, es nutzt Ihnen doch nichts, dieses ewige Prolongiren. Hier bietet sich Ihnen eine brillante Gelegenheit. Sie werden glücklich werden, ich garantire für dreijährige Treue. Mit solchen Mädchen wird man glücklich. Ich weiß, Sie sind gegen eine Konvenienzehe — wie alle Leute, die Schulden haben. Aber die Liebe kommt später. Sie werden dies leichte Leben aufgeben. Aus dem losen Schmetterling wird ein nützlicher Mensch werden, glauben Sie mir. Ich spreche nicht allein aus Eigennutz. Es liegt mir daran, daß Sie nicht zu Grunde gehen."

Der ehrliche Ton, in dem die letzten Worte gesprochen waren, verfehlte nicht seine Wirkung.

Herr Avenet schien ein wenig ergriffen zu sein, er schüttelte kräftig die Rechte seines Gläubigers und sagte mit fester Stimme:

„Gut, ich heirathe die blonde Claire."

„Sehen Sie, so gefallen Sie mir. Das ist Ihr erster Schritt zur Besserung. Ich bin nun unbesorgt wegen Ihrer Zukunft; alles andere lassen Sie meine Sache sein!" sprach Herr Denis, hocherfreut über die Wirkung seiner Rede, und mit einem raschen „Leben Sie wohl, auf Wiedersehen", entfernte er sich aus dem Salon.

Francois ging gemächlich an seinen Rauchtisch, zündete sich eine Cigarrette an und mit einer gewissen Sentimentalität, die ihm sehr wohl that, träumte er die Gestalt Claires in die blauen Rauchwolken hinein.

„Na, es wird schon gehen!" sprach er leise, zog den Ueberzieher an und verließ das Zimmer.

* * *

Die Hochzeit soll bereits einen Monat später stattfinden. Herr Denis liebte die kurzen Fristen. Herr Francois Avenet gefiel der Familie wegen seiner angenehmen Allüren und seines liebenswürdig selbstbewußten Auftretens. Der junge Lebemann aber zitterte seiner ernsten Zukunft mit Bangen entgegen. Er — ein Ehegatte! Die Symbole des Standes, Pantoffeln in allen Formen und Farben umgaukelten ihn in seinen Träumen.

Abschied nehmen von der tollen Freiheit, von den goldenen Narrheiten der Jugend! Eingesperrt werden in einen Käfig! Und wenn der Käfig noch so glänzend ist, ein Käfig bleibt es ja doch! An dieses Wort schien er sich zu klammern ... Er konnte sich gar nicht beruhigen. Seine ganze bisherige Lebensweise spottete der Ehe. Und Claire? Er kannte sie noch zu wenig. Er wußte nicht, wie es kam, aber er hatte ihr noch kein zärtliches Wort gesagt. Nein, lügen konnte er nicht. Die anderen, die stotterten unbekümmert den Bräuten, die ihre Gläubiger erwählt hatten, herzliche Worte ins Ohr. Er vermochte das nicht. Sonst nahm er ja alles auf die leichte Achsel, aber diesem lieben, schüchternen Wesen gegenüber verschwand seine Ueberlegenheit, seine blasirte Art.

* * *

Es war der Vorabend der Hochzeit. Francois saß mit seinen besten Freunden im Club. Sie feierten den Abgang des fröhlichen Kameraden. Ein lustiges Abschiedsfest. Die gutgelaunten Junggesellen sparten nicht mit schlechten Scherzen und fröhlichen Nekrologen. Ein Toast folgte dem andern. Bei Champagner wurde des Freundes Freiheit lustig begraben. Dann, zum Schluß, setzte man sich an den Spieltisch, Francois war übermüthig, er lachte und scherzte, wie am letzten Abend seines Leichtsinns. Denn heute empfahl er sich von der Freiheit, er sagte ihr ein dumpfes, langgedehntes Adieu ... Heute wollte er also noch den Becher bis auf die bekannte Neige leeren. Er renommirte mit seinen Liebesabenteuern, jetzt gestand er manches, was er den Freunden früher stets verheimlicht. Mein Gott, wenn man in eine andere Welt abgeht!

Nein, dorthin wollte er diese tollen Geheimnisse gar nicht mitnehmen. Wozu? Dort konnten sie ihn mit ihrer lockenden, herrlichen Sprache nur stören.

Und er spielte unbekümmert darauf los. Zuerst gewann er. Dadurch gereizt, wurde er immer kühner. Er verdoppelte seine Einsätze, er berauschte sich an seiner eigenen Kühnheit. Und als der Morgen in das Clubzimmer dämmerte, hatte Francois Avenet die ganze Mitgift seiner Braut verloren.

Mit leerer Tasche und mit müden Sinnen schwankte er aus dem Spielsaal. Der graue Morgen legte sich auf seinen Jammer ...

* * *

Er stand nun dort am Altar und hörte die milden Worte des Priesters. Jetzt erst sah er seine Braut genauer an. Jetzt erst ... In all dem Trubel hatte er daran vergessen und dann schämte er sich auch immer so furchtbar vor den — Eltern. Ein Blick aus ihren blauen Augen, und er mußte an seine Schulden denken.

Wie engelhaft sie drein sah. Wie viel Güte strahlte aus diesen Augen. Er hätte sie sogleich an seine Brust ziehen und küssen mögen, so zärtlich, so leidenschaftlich, denn er hatte ihr ja so viel abzubitten, so viel .... Sein ganzes bisheriges Leben. Warum war sie nicht früher sein Schicksal geworden?

Dieses zarte, liebe Kind, das ihm ein Vertrauen entgegengebracht, dessen er nicht würdig war — verdiente er gar nicht.

Und er konnte es gar nicht fassen, daß dieser Engel seine Gefährtin sein sollte fürs fernere Leben. Während oben die milden Worte klangen, dachte er nur an seinen Leichtsinn und an seine Schulden ...

Und er vergaß sein Unglück von gestern, er sprach sein „Ja" so fest, so ruhig und er wird frohgemuth ins neue Leben schreiten, ins neue Glück.

„Ja, ja, ja!" Er schrie dieses „Ja" fast hinaus. Das Mädchen an seiner Seite — das ist nun sein Leben ... Und wenn er es recht bedachte, hatte er sie jetzt, nach dem Verluste der Mitgift — aus Liebe geheirathet!

Rechenkünstler.

Ueber berühmte Rechenkünstler plaudert Mario Chio in der „Gazetta del Popolo". Er erwähnt zuerst die lebhaften Diskussionen, die gegenwärtig in der italienischen Presse über Spiritismus, Suggestion und übernormale psychische Fähigkeiten geführt werden, und spricht dann die Ansicht aus, daß auch die staunenerregenden Produktionen der Rechenkünstler nicht auf der Basis der gewöhnlichen Kenntnisse erklärt werden können: haben doch mehrere der berühmtesten Rechner erzählt, daß die komplizirtesten rechnerischen Operationen sich in ihrem Hirn fast mechanisch und ohne jede Anstrengung und Ermüdung vollzögen. „Die Zahlen", sagte der berühmte Zaniboni, „kommen mir von selbst auf die Lippen; unaufhörlich muß ich sie hersagen, sie hin- und herschieben und die Reihen ordnen, und diese Operationen vollziehen sich, ohne daß mein Geist etwas davon weiß ...." Bidder schrieb: „So oft ich von den Reserven meines Geistes Gebrauch machen muß, finde ich das, was ich will, mit Blitzesschnelle." Er fand, ohne die Feder in die Hand zu nehmen, den Logarithmus einer Zahl bis zur siebenten und achten Ziffer; mit wunderbarer Geschicklichkeit fand er ferner sozusagen mit einem Schlage alle Faktoren, die irgend eine hohe Zahl theilen. Das rechnerische Phänomen ist eine besondere Abart von Genialität, die manchmal von einer proportionalen Entwickelung der anderen Geistesgaben begleitet ist — Gauß und Ampere können hier gewiß als Beispiele dienen — in den meisten Fällen aber die einzige Hirnthätigkeit des rechnerisch begabten Subjekts darstellt. Dr. Howe erzählt von einem Idioten, der kaum sprechen konnte, der aber fast augenblicklich die Zahl der Minuten, die eine beliebige Person gelebt hatte, berechnete. Der Neger Tom Fuller, der weder lesen noch schreiben konnte, machte ähnliche Berechnungen in einer Minute. Analphabet war auch der berühmte Rechner Mondeux, der die ganze Gelehrtenwelt durch die Geschwindigkeit, mit welcher er die schwierigsten Rechenaufgaben löste, in Erstaunen setzte; dieser selbe Mann hatte im Uebrigen ein so schwaches Gedächtniß, daß er einen Namen nicht fünf Minuten lang behalten konnte. Es ist ferner zu bemerken, daß sich die Rechenfähigkeit sehr früh einstellt: Inaudi rechnete schon mit 6 Jahren, Zaniboni mit 12, Diamandi mit 16. Am merkwürdigsten aber ist die Thatsache, daß das Phänomen fast immer vorübergehend ist, d. h. daß es ebenso plötzlich, wie es gekommen ist, auch wieder verschwindet. Der Erzbischof Wately erzählt, daß er im Alter von fünf Jahren eines schönen Morgens als Rechenkünstler aufgewacht sei; als er aber acht Jahre alt war, war von seiner Rechenkunst keine Spur mehr vorhanden.

Wie ein Vogerl.

Arzt: „Also der Appetit will sich bei unserem Patienten immer noch nicht recht bessern?"

Frau: „Nein, Herr Doktor, ich sag' Ihna, wie a Vogerl ißt er jetzt, mein Mann; — wenn er drei paar Weißwürstel zum Frühstück 'gessen hat, dann kann er schon nimmer!"

Bescheiden.

Freund: „Sie haben fünf Töchter. Haben Sie sich nie einen Sohn gewünscht?"

Mutter: „Oft, selbst wenn es nur ein Schwiegersohn wäre."

Dilemma.

Geck (einer Dame begegnend): „Sie lacht! ... wenn ich jetzt nur wüßt': lacht sie mich an — oder lacht sie mich aus!?"

Viel auf einmal.

Gast (zur Kellnerin): „Süße Anna, machen Sie kein so saures Gesicht — bringen Sie mir lieber einen Bittern."

Kritik.

Wachtmeister: „Was ist Ihr Beruf?"

Rekrut: „Schauspieler, Herr Wachtmeister."

Wachtmeister: „Na, da wird's wohl nicht weit her sein mit der Kunst, Sie können ja noch nich mal een jewöhnlichen Soldaten darstellen."

Ach so!

„Es muß anerkannt werden, daß Sie sich bei der Rettung des beinahe Ertrunkenen ganz besonders hervorgethan haben."

„Na ja — ich habe von dem Betreffenden noch hundert Mark zu bekommen."

Der Sausewind.

Sie: „Geld allein scheint mitzusprechen."

Er: „So? Das einzige, was Geld zu mir sagt, ist: Adieu!"

Oekonomisch.

Professor (das Zimmer eines Studenten besichtigend): „Es ist schrecklich kalt hier! Wie können Sie nur hier leben?"

Student: „Ach, Herr Professor, ich brauche nur an das Examen zu denken, so schwitze ich!"

Gerechte Entrüstung.

Lehrjunge (zur Meisterin, welche ihm nur immer Kartoffeln zum Mittagessen gibt): „Meestern, Sie jlooben woll, det der Columbus die Kartoffel bloß deshalb erfunden hat, damit Sie mir damit dotfuttern sollen?"

Reservirung.

Baron (zu seinem Bedienten): „Paß auf, daß heut' bei der Gesellschaft nicht so viel von den theuren Zigarren hier fortkommen — verstanden?"

Diener: „Jawohl, verstehe, Herr Baron! Die wollen wir mehr für uns reserviren!"

Feine Ausrede.

Vater (der seinen Sohn unangemeldet besucht): „Sag' mal, Max, wo hast Du denn eigentlich Deine goldene Uhr und Kette?"

Sohn: „Ach weißt Du, Papa, in der gewitterschwülen Zeit fürchte ich immer, daß der Blitz vom Metall zu sehr angezogen wird, da habe ich sie an einem sicheren Ort zur Aufbewahrung gegeben!"

Auch ein Kapital.

„Wie jeht's Dein'n Bruder, Ede?"

„Jut. Der hat neilich 'n Joldwaarenjeschäft uffjemacht."

„Nanu! Wo hat'r denn die Mittel her?"

„Von mir."

„Wat hast'n denn jejeben?"

Schlau.

Gatte: „Was wohl unsere neuen Nachbarn für Leute sind? Ich sah sie heute Morgen ziehen."

Gattin: „Na, viel Sachen haben sie nicht. Sie haben keine Waschmaschine, keinen Teppichreiniger, keine Leiter, keine ..."

Gatte: „Woher weißt Du denn das Alles?"

Gattin: „Ich habe sie gebeten, mir diese Gegenstände zu leihen."

Modern.

Dame (die sich als Sängerin ausbilden will): „Jetzt mache ich ein paar Monate als Varietesängerin mit ... und was mir das trägt, dafür nehme ich dann Gesangsunterricht!"